

KÖRNER, S., EISEL, U. (2006): Nachhaltige Landschaftsentwicklung. In: GENSKE, D. D., HUCH, M. UND MÜLLER, B. [Hrsg.]: Fläche – Zukunft – Raum. Strategien und Instrumente für Regionen im Umbruch. Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geowissenschaften, Heft 37, Hannover, S. 45-60.

Stefan Körner und Ulrich Eisel

Nachhaltige Landschaftsentwicklung¹

Zusammenfassung: Sowohl Nachhaltigkeit als auch Biodiversität rekurrieren – bei näherem Hinsehen – auf politische Philosophien. Das Konzept der ‚starken‘ Nachhaltigkeit entspricht einem konservativen Weltbild. Dessen Basis ist eine vormoderne, humanistische Welthaltung. Diese Haltung steht gegen allgemeine formale Gleichheit und gegen die Beliebigkeit von Formen, Möglichkeiten und Interessen. Unter dieser Perspektive hat eine Entwicklung nur Bestand, wenn sie Eigenart und Vielfalt hervorbringt. Diese kulturellen Ziele sollte nicht hinter naturwissenschaftlichen Theorien versteckt werden, wenn das Reden über den Schutz der Natur Substanz haben soll. Die Herkunft dieser Ziele und Perspektiven aus dem traditionellen Heimatschutz wird aufgezeigt und im Hinblick auf die Widersprüche zu einem demokratischen Politikverständnis diskutiert.

Problemstellung: Zwänge und Gesinnungen

Der heutige Naturschutz ist im Wesentlichen durch zwei Themen geprägt, die miteinander verbunden sind: Das eine ist die Nachhaltigkeit, das andere die biologische Vielfalt oder Biodiversität. Der Nachhaltigkeit kommt in gewisser Weise eine übergeordnete Stellung zu. Obwohl sie im Naturschutz nicht unumstritten ist, weil man das Gefühl hat, mit ihr werde vor allem der Resourcenschutz und damit eine ökonomische Orientierung des Naturschutzes gestärkt, die wiederum für die Naturzerstörung verantwortlich gemacht wird, zeigt sich diese Stellung schon bei einem Blick auf die im Programmheft aufgeführten einleitenden Vorträge des 26. Deutschen Naturschutztages in Hannover (17.–21.06.2002). Das Thema der Gesamtveranstaltung lautete „Biologische Vielfalt – Leben in und mit der Natur“; es sollte also um Biodiversität gehen, aber im Einführungssymposium betrafen drei von vier Vorträgen das Thema Nachhaltigkeit.

Diese zentrale Rolle der Nachhaltigkeit im Naturschutz soll im Folgenden behandelt werden. Zunächst soll gezeigt werden, was sich an verborgenen Auffassungen hinter der inflationären Rede über Nachhaltigkeit verbirgt. Dann soll erklärt werden, worin die Verbindung des Nachhal-

¹ Der vorliegende Text ist die überarbeitete und erweiterte Fassung eines Artikels, der in der „geographischen revue“ veröffentlicht wurde (vgl. Körner und Eisel 2002). Annemarie Nagel und Jürgen Schulz danken wir für Hinweise und Kritik.

tigkeitsthemas zur biologischen Vielfalt besteht. Die Idee der Nachhaltigkeit und der Biodiversität wird dabei im Zusammenhang mit der Idee der Landschaft erörtert. Daher ist in diesem Text nicht von nachhaltiger Raumentwicklung die Rede, sondern von nachhaltiger Landschaftsentwicklung.

Landschaft ist ihrer kulturgeschichtlichen Herkunft nach nicht nur ein objektiv gegebener, ökologischer Gegenstand, sondern auch ein ideelles Deutungsmuster. Unter der Perspektive dieses zweiten Aspekts ist sie an die Entwicklung moderner Subjektivität gebunden. Denn sie konstituiert sich als Erfahrungsraum des Menschen, der in der Lage ist, die Distanz zur Natur als Wohlfallen und als Erhabenheit des Selbst zu erleben. Landschaft entsteht zunächst als ein ästhetisches Artefakt in der Landschaftsmalerei mit dem Beginn der Neuzeit, als die Menschen aus der Abhängigkeit von unmittelbaren Naturzwängen und der feudalen Ordnung heraustraten. Daran geknüpft ist die Herausbildung der kapitalistischen Produktionsweise und der modernen städtischen Lebensform der bürgerlichen Gesellschaft seit der Renaissance. Landschaft kann erst dann als ästhetischer Gegenstand wahrgenommen werden, wenn sie zweck- und handlungsentlastet wahrgenommen wird (vgl. Simmel 1957, Piepmeyer 1980, Ritter 1980). Die Trennung des Menschen von der unmittelbaren, gesellschaftlich verfügbaren Bodenbindung in der Leibeigenschaft ist somit die Voraussetzung für die Landschaftserfahrung, obwohl dann im 19. Jahrhundert der Heimat- und Naturschutz diese Erfahrung als einen Beleg für eine notwendige Einheit von Mensch und Natur und für die scheinbar natürliche Ordnung des Feudalismus heranzieht. Diese Ordnung galt als organisch gewachsen, gemessen an der mechanischen Funktionsweise von Technik und formaldemokratischer Herrschaft. Der ästhetisch vermittelte Sinnzusammenhang ‚Landschaft‘ als Ausdruck des guten und wahren Lebens im Einklang mit der Natur und den ‚natürlichen‘ gesellschaftlichen Ordnungen wird unter dieser antidebaktrischen Perspektive im Zuge der Gegenauklärung und Romantik in ein konservatives politisches Programm transformiert.

Aufgrund dieses kulturellen und politischen Kontextes ist Landschaft kein beobachterunabhängiges Objekt im Sinne der Naturwissenschaften und auch keine rein materielle Ressource gesellschaftlicher Nutzungen, sondern wird bei der ‚Beobachtung‘, also bei der Landschaftswahrnehmung durch das Subjekt, in einem spezifischen Sinn konstituiert (vgl. Eisel 1982a, 1992a). Als ‚Raum‘ ist sie aber auch ein materieller Funktionszusammenhang, der Gegenstand naturwissenschaftlicher Untersuchung sein kann (vgl. Trepl 1987, 147). Da aber ‚Landschaft‘ von ihrem Entstehungszusammenhang her zunächst ein Sinnsymbol ist, wird in den Naturschutzbegründungen unterschwellig ein Diskurs über den Sinn der Welt und das richtige Leben geführt. Dieser Sinn wird vor allem von der Eigenart und Vielfalt der Natur abhängig gemacht. Beide Werte sind zusammen mit der Schönheit im Bundesnaturschutzgesetz verankert.

Den Sinnzusammenhang ‚Landschaft‘ interpretiert der aktuelle amtliche Naturschutz ausschließlich ökologisch-funktional. Deshalb argumentieren Naturschützer mit entsprechenden Funktionen, selbst dann, wenn es sich um kulturelle Zusammenhänge handelt. Das kulturell Sinnvolle ist dann das ökologisch Gute. Das ist keineswegs zwingend, denn die Sinnebene ergibt sich ja nicht aus Tatbeständen der Natur, sondern aus wertorientierten Interpretationen ästhetischer Erfahrungen von Landschaft. Das bedeutet, dass es sich hierbei um kulturelle Tatbestände mit politischen Implikationen handelt. Das schließt nicht aus, dass ökologisch vernünftiges Handeln einen kultu-

reellen und politischen Wert hat, aber diese Entscheidung unterliegt einem gesellschaftlichen, sinnvollerweise an Mehrheitsentscheidungen gebundenen Kalkül. Von sich aus kann aus empirisch-deskriptiven Fakten der Ökologie keine sinnorientierte Interpretation abgeleitet werden.

Nimmt man diese Sinnebene ernst, dann kann die Nachhaltigkeitsdebatte nicht allein darin bestehen, dass es um das technische Management und die sozial gerechte Verteilung von Ressourcen geht, sondern sie muss diesen kulturellen Hintergrund erörtern. Damit würde erkennbar, warum sich trotz der produktions- und verteilungstechnischen Orientierung der Nachhaltigkeitsargumente immer ein moralischer Unterton einschleicht, der gar in der Forderung einer „Nachhaltigkeitsgesinnung“ (Busch-Lüty 1995, 119) gipfelt. Stattdessen ist zu beobachten, dass überwiegend die technische Seite des Ressourcenschutzes behandelt wird. Mit naturwissenschaftlichen Argumenten wird versucht, Sachzwänge für politisches Handeln zu erzeugen, indem Naturzwänge konstatiert werden, wo in Wirklichkeit gesellschaftliche Ideale und Interessen wirken.

Dieser naturalistische Fehlschluss und die damit einhergehenden moralischen Forderungen sind letztlich die Ursache für das derzeitige Akzeptanzdefizit des Naturschutzes, das den Hintergrund der vorliegenden Erörterungen abgibt. Die Konsequenzen aus diesem Defizit sind, dass der Naturschutz gegenüber seiner derzeitigen, eng gefassten, konservierenden Praxis im Arten- und Biotopschutz wieder ein gestaltendes, Landschaft entwickelndes, kulturelles Aufgabenverständnis formulieren müsste. Ein derartiges Verständnis lag schon einmal in einem Naturschutzverständnis im „weiteren Sinne“ – wie es Schwenkel (1926, 1937, 1938) und Schoenichen (1942) bezeichnet haben – im Heimatschutz vor. Daher ist die derzeitige Erörterung des Akzeptanzdefizits auch eine Diskussion über das Thema Heimat und – aufgrund der ideologischen Rolle des Heimatschutzes im Nationalsozialismus – zugleich eine Diskussion über die Relevanz dieses Themas in einer demokratischen Gesellschaft. Im Folgenden wird an ein solches Schutzverständnis im weiteren Sinne angeknüpft werden.

Ferner soll in diesem Text behandelt werden, wie der spezifische Versuch, im Naturschutz ökologische Sachzwänge zu erzeugen, eine Reaktion auf die allgemeine Struktur der Bindung der Volksherrschaft an den politischen Diskurs sowie die juristische Normierung demokratischer Politik ist. Durch diese Struktur entsteht ein Zwang zur Sachlichkeit im Sinne der Rückführung divergierender Interessen auf intersubjektiv überprüfbare Tatbestände. Dieser Zwang ist die Ursache dafür, dass kulturelle Ideale, die nicht ohne weiteres zweckrational unter Rückgriff auf Naturgesetze begründet werden können, in den Hintergrund gedrängt werden. Ein solches Ideal wäre beispielsweise das Interesse an einem ‚guten Leben‘ mit der Natur. Danach treten diese Ideale aber, weil sie als tief verankerte handlungsleitende Motive unverzichtbar sind, verdeckt in der Art und Weise, wie die ökologischen Argumente und Theorien eingesetzt werden, auf. Offen ausgesprochen werden diese Motive allenfalls in Sonntagsreden und als rhetorische Ausschmückungen ansonsten technokratischer Konzepte.

Im Naturschutz hat sich weltweit die Erhaltung und Förderung von (autochthoner) Biodiversität als dasjenige Anliegen herauskristallisiert, das zur Versachlichung jenes Naturschutzes in einem weiteren Sinne herhalten muss. Die kulturelle Problematik des Heimatschutzes wird mittels dieses Anliegens konsequent auf eine vordergründig naturwissenschaftliche Fragestellung reduziert und so sachlich entscheidbar gemacht. Auf diese Weise wird aus Naturschutz im weiteren Sinne

(Natur- und Heimatschutz) umstandslos Naturschutz im engeren Sinne, wenn man in Schoenichens und Schwenkels Terminologie bleiben will.

Das normative Korrelat für die Biodiversität ist der Wert der Nachhaltigkeit. Er spiegelt den naturwissenschaftlichen Tatbestand der Biodiversität als ökonomisches Prinzip, obwohl das zunächst nicht offenkundig ist. Denn beide Themenfelder, Nachhaltigkeit und Biodiversität, sind auf den ersten Blick unterschiedlich.

Das Thema Biodiversität

Biologische Vielfalt umfasst – wie der Begriff sagt – eine biologische, also naturwissenschaftliche Thematik, die sich streng genommen von Werthaltungen lösen müsste. Auf der anderen Seite aber steht die derzeit dominierende Wertschätzung der biologischen Vielfalt oder der Artenvielfalt als unhinterfragte Inbegriffe alles Guten im Naturschutz. Diese sinnhafte Seite der Biodiversität ist in zwei Aspekte unterteilt:

- 1 Die Wertschätzung lässt sich auf den Verwissenschaftlichungsprozess des Naturschutzes seit dem Zweiten Weltkrieg zurückführen, im Zuge dessen kulturelle Zielsetzungen im Naturschutz als subjektive Entscheidungen und damit letztlich unsachliche Argumentationen eliminiert wurden. In die Lücke stieß die Naturwissenschaft mit der Analyse objektiver Erfahrungstatsachen. Die Idee der Biodiversität konnte Karriere machen. Ihre Relevanz verdankt sich somit nicht etwa der Geltung naturwissenschaftlicher Theorien, sondern dem Versuch, den Naturschutz zu demokratisieren. Die Verbindung des Naturschutzes mit dem Heimatschutz und damit zu landschaftsgestalterischen Konzepten wurde zerstört und die ökologische Theorie über das Verhältnis von Stabilität und Diversität für die Unerlässlichkeit von Naturschutz herangezogen. Von diesem Zeitpunkt an sah es so aus, als begründete sich die Notwendigkeit von Diversität aus dem zunehmenden Mangel an Diversität; das Schutzanliegen folgte somit scheinbar unversehens aus der Natur selbst. Diejenige Landschaftsgestaltung, die ökologische Fragestellungen eingebunden in ein kulturschaffendes Anliegen verfolgte, war fortan in der Landschaftsarchitektur angesiedelt, die an den Hochschulen in die Defensive gedrängt wurde.
- 2 Diese objektive, naturwissenschaftliche Gestalt der Diversität wird nicht nur auf der Ebene der Relevanz politisch induziert, sondern auch auf der inhaltlichen Ebene. Genau in dem Moment, in dem man den Naturschutz durch seine strikte Ökologisierung politisch respektabel gemacht hatte und das Anliegen wie ein Naturzwang daherkam, hatte man sich diejenigen Werte und Ideale, die man verdrängen wollte, unerkannt wieder eingefangen. Dieser Sachverhalt soll im Folgenden aufgedeckt werden, indem gezeigt wird, wie der Arten- und Biotopschutz dem traditionellen heimatschützerischen Denken entspringt, das den Wert einer Landschaft nach deren Eigenart bemisst, diese Herkunft aber konsequent verleugnet und mit oft unhaltbaren ökologischen Theorien kaschiert. Da ökologische Theorien wenig gesicherte Aussagen zum Verhältnis von Artenvielfalt und Ökosystemfunktionen erlauben, landen die allermeisten Naturschutzkonzeptionen, die Biodiversität steigern wollen, bei einer physiognomischen Typisierung von ‚Lebensräumen‘ und Lebensformen, also bei landschaftlichen Biotoptypen. Diesen Gestalttypen (Hecken, Alleen, Obstwiesen, Gärten usw.)

wird dann funktionale Intaktheit und damit Schutzwürdigkeit unterstellt. Die Plausibilität dieses völlig ungesicherten Verhältnisses von Biotoptypen und (wünschenswerten) Ökosystemfunktionen entstammt jenem Eigenartsdenken und damit einem kulturellen und nicht einem ökologischen Kontext: Die Natur scheint intakt zu sein, weil sie Eigenart, d. h. charaktervolle und damit regional identifizierbare und vielfältige Gestalten, ausbildet. Es geht gegen moderne Gleichförmigkeit. Diese Art der bildhaften Intaktheit wird dann mit einer funktionalen identifiziert. Aus diesem Grund werden immer dann, wenn Konzepte ökologisch und zugleich kulturell sinnvoller – und das heißt auf einer anderen Ebene auch nachhaltiger – Raumentwicklung entwickelt werden sollen, ‚landschaftliche‘ Kategorien, die mit dem Wert der Eigenart verbunden sind, für die Planung herangezogen. Die Landschaft wird etwa in der Stadtplanung zu einer wesentlichen Kategorie, wenn es darum geht, aus dem gestaltlosen Konglomerat von Stadt und Land in den städtischen Peripherien eine neue Stadtkulturlandschaft mit ganz eigenem Charakter zu schaffen (vgl. Sieverts 1997).

Der unter ökologischer Perspektive hypothetische Schluss von Vielfalt auf intakte Ökosystemfunktionen, gegen den zahlreiche empirische Beispiele ins Feld geführt werden können (vgl. Potthast 1999, Trepl 1995), erscheint deshalb plausibel, weil wir uns offenbar eine intakte, d. h. qualitätsvolle und wahrhaft humane Welt nicht anders vorstellen, als dass sie sich harmonisch in möglichst vielfältige und charakteristische landschaftliche Räume unterteilt.² Die kulturellen Gründe hierfür sollen weiter unten erläutert werden. Die Biotopnatur wird zum Inbegriff und Leitbild einer heilen und lesbaren, d. h. Orientierung bietenden Welt. Entsprechend spricht man ja auch bereits in der Alltagssprache von einem Biotop, wenn man ganz allgemein einen besonderen und vitalen lebensweltlichen Ort bezeichnen will.³

Das Thema Nachhaltigkeit

Verglichen mit der Biodiversität wird die Nachhaltigkeit sehr viel stärker offen als politisches und vor allem moralisch-normatives Programm vertreten. Das liegt daran, dass das Thema Nachhaltigkeit den politischen Geltungsverlust, den der Naturschutz durch seine Orientierung an rein naturwissenschaftlichen Begründungen erlitten hat, wieder wettmachen soll: Nachhaltigkeit gilt als das Rezept für einen politischen und zugleich kulturellen Wandel und trägt den verdrängten kulturellen Sinn derjenigen naturwissenschaftlichen Theorien, die dem Naturschutz nach dem Zweiten Weltkrieg politisch unverdächtige Geltung verschaffen sollten. Dennoch soll natürlich nicht auf den Schein der Objektivität und der Naturnotwendigkeit des Naturschutzes verzichtet werden. Daher wird zum einen meist nur über die Nutzung von Ressourcen gesprochen und dennoch im Subtext immer über ein sinnvolles Leben, so dass die Einführung einer so genannten

2 Vgl. dazu Körner (2005). Aus den angeführten Gründen wird dort das Thema „Naturschutz und Landschaftsgestaltung als Beitrag zur Qualifizierung der Zwischenstadt“, das im Rahmen des von Thomas Sieverts geleiteten Kollegs „Mitten am Rand: Zwischenstadt. Zur Qualifizierung der veränderten Landschaft“ der Gottlieb-Daimler- und Carl-Benz-Stiftung bearbeitet wird, überwiegend als eine kulturelle und damit gestalterische Thematik aufgefasst.

3 Zum Beispiel die „Berliner Zeitung“ in einem Artikel zur Kulturpolitik des Bundes in der Hauptstadt: „Berlin (...) wurde Magnet für Künstler, Galeristen und Kuratoren aus aller Welt, es wurde Europas Mekka für Off-Kultur, für junge Menschen, die sich vitale Biotope in den Hinterhöfen einrichteten“ (Berliner Zeitung, 29.12.2003, 13).

Nachhaltigkeitsgesinnung notwendig wird. Zum anderen werden Biodiversität und Nachhaltigkeit diffus und zirkulär in wechselseitigen Begründungen vermischt (vgl. z. B. WBGU 2000).

Beim Thema Nachhaltigkeit zeigen sich die normativen Grundlagen des Naturschutzes in seltener Deutlichkeit, insofern hier das alte und durch die Ökologisierung verdrängte kulturelle Programm des Naturschutzes wiederkehrt. Diese Neuauflage kann als ein Indiz für die weltanschauliche Beständigkeit dieses Kulturprogramms gewertet werden, das deshalb auch ernst genommen werden sollte. Daher soll ausdrücklich betont werden, dass bei der Darstellung dieses Programms, seiner politischen Herkunft und der Darlegung der Widersprüche in den Naturschutzargumentationen nicht das Interesse an nachhaltigen Lebensformen und an der Vielfalt der Natur generell in Frage gestellt werden soll. Denn es kann wohl erstens kaum einen Zweifel geben, dass der so genannte westliche Lebensstil in seiner derzeitigen Form im globalen Maßstab nicht zukunftsfähig ist. Zweitens kann die Idee, dass sich das Leben in zunehmender, mit Eigenart ausgezeichneter Vielfalt entfaltet, als respektables humanistisches Gedankengut betrachtet werden. Drittens ist es sicherlich eine Chance, dass mit den Themen Nachhaltigkeit und Biodiversität internationale Politikfelder etabliert wurden, mit denen unterschiedlichste Interessengruppen an einen Tisch gebracht wurden (vgl. Eser 2001). Gerade aber die politische und soziale Dimension dieser Themen sollte Anlass genug sein, ihre politischen und geschichtsphilosophischen Voraussetzungen offen zu diskutieren, statt sie hinter scheinbar naturwissenschaftlichen Theorien und einer technokratischen Praxis zu verbergen.

Aus diesem Grund ist vor allem die kulturtheoretische Unbedarftheit und Reflexionslosigkeit des Naturschutzes kritikwürdig, aufgrund derer er sich strategisch völlig verheddert: Aus guten politischen Gründen wird das alte humanistische und im Heimatschutz völkisch-rassistisch interpretierte Kulturprogramm (vgl. Eisel 1993, Körner 2003, 2004, Körner und Eisel 2003, Körner et al. 2003, Körner und Trepl 2001, Schulz 2000) durch Naturwissenschaft ersetzt. Die in der Folge dominierende Idee von Natur (Vielfalt) ist einerseits in ihrem Objektivitätsstatus unglaublich und andererseits mit der (politisch gemeinten) Idee der Nachhaltigkeit zirkulär verbunden: Diversität erfordert Nachhaltigkeit, und Nachhaltigkeit erfordert Diversität. Paradoxe Weise ist diejenige Argumentation, die die alte Heimatidee durch naturwissenschaftliche Theorie ersetzen sollte, nämlich das Plädoyer für Vielfalt, weltanschaulich – wegen der weiterhin bestehenden Relevanz der Idee der Eigenart – mit der Idee der Heimat kongruent. Das zeigt sich, wenn man die Idee der Vielfalt auf die der Nachhaltigkeit zurückführt und diese auf die Idee der Heimat bzw. auf deren Bedeutungsumfeld. Wenn man dann davon ausgeht, dass ein lebensweltlich akzeptableres Image des Naturschutzes nicht durch Werbekampagnen für die Natur beschafft werden kann, weil sich nicht die Vermarktung, sondern die Institution Naturschutz ändern muss, da letztendlich die Argumente glaubwürdig sein müssen, dann ergibt sich daraus das Anliegen der Aufklärung der beschriebenen inneren Widersprüche und Undurchsichtigkeiten.

Daher soll im Folgenden der ‚kulturelle Untergrund‘ des Naturschutzes herausgearbeitet und demonstriert werden, dass Naturschutz im Unterschied zum technokratisch betriebenen Umweltschutz immer auch ein Diskurs über das ‚gute Leben‘ war und ist. Das macht auch – trotz des vorherrschenden konservierenden und reaktiven Schutzverständnisses und der z. T. scheinobjektiven Begründungen – die Faszination des Naturschutzes für all diejenigen aus, die von der Poli-

tik mehr als ein technokratisches Krisenmanagement erwarten. Dieser Diskurs muss daher geführt werden.

Nachhaltigkeit als moralisches Interesse und humanistische Idee

Die Literatur über Nachhaltigkeit ist Legion, und dennoch oder vielleicht gerade deshalb ist der Inhalt dieses Begriffs relativ diffus geblieben (vgl. als Überblick Haber 1993, Kastenholz et al. 1996, Ott 2001). Nachhaltigkeit umfasst ökologische, ökonomische und soziokulturelle Aspekte, die auch die drei Säulen der Nachhaltigkeit genannt werden. Ihre Beziehungen zueinander sind jedoch weitgehend unklar (vgl. Jörissn et al. 2000). Dagegen sind die moralischen Implikationen dieses Begriffs – so weltumfassend und diffus sie oft auftreten mögen – präzise charakterisierbar.

Die normative Stoßrichtung des Nachhaltigkeitskonzepts besteht darin, dass die Menschen angeblich lernen müssen, ihre Ökonomie in die Natur bzw. in den evolutionären natürlichen Prozess „in Raum und Zeit klug und effizient einzufügen“ (Busch-Lüty 1995, 115). Sich klug einzufügen bedeutet keineswegs, nur effizient die natürlichen Ressourcen zu managen, denn nachhaltiges Wirtschaften wird gegen einen rein ökonomischen Umgang mit der Natur abgegrenzt. Dabei wird gegen den Anspruch der neoklassischen Schule Position bezogen. Diese Schule will ebenfalls einen langfristig schutzwirksamen Umgang mit der Natur bewirken, indem durch die Optimierung der mikroökonomischen Allokation der Umwelt als knappes Gut unter der Bedingung „ökologisch wahrer“ Preise die ökologische Problematik rational bewältigt werden soll (vgl. ebd., 116). Kritisiert wird an der Neoklassik vor allem, dass in der traditionellen Ökonomie und speziell in amerikanischen Theorieansätzen davon ausgegangen wird, das Naturkapital sei weitgehend durch menschengemachtes künstliches Kapital substituierbar. Substituierbarkeit werde als ein rein quantitatives Problem angesehen, das qualitative Aspekte vernachlässige. Der Grund dafür sei ein dominierend anthropozentrisch definiertes Verwertungsinteresse gegenüber einer nur mechanistisch gesehenen Natur (ebd., 116 f.).

Von der Neoklassik unterscheidet sich nach Busch-Lüty dasjenige Prinzip der Nachhaltigkeit, das im deutschen Kulturraum in der Forst- und Agrarwirtschaft eine lange Tradition hat. Die kluge und damit nicht allein abstrakt beherrschende, sondern subtile Einfügung menschlicher Nutzungsformen in die Natur, d. h. die Anerkennung der erhaltenden Nutzung der natürlichen Lebensgrundlagen durch den Menschen als hochkomplexes Lebensprinzip im Umgang mit lebender Natur, beinhaltet sowohl die „quantitative als auch qualitative Substanzerhaltung der natürlichen Potentiale“ (ebd., 117). Diese Art der Nutzung sei keineswegs nur statisch, sondern dynamisch im Sinne der „Erhaltung und Mehrung von Reproduktionskraft, Resilienz und Evolutionsfähigkeit der Naturpotentiale“ (ebd.). Es geht also um „qualitative Entwicklung“ (ebd.) als „Gesunderhaltung der Biosysteme“ (ebd.) und ihrer evolutionären Entwicklungsmöglichkeit, was eine „prozessuale Gestaltungsaufgabe“ sei (ebd., 119). Da die Einsicht in diese Prinzipien als normatives Konzept auf ethischer Grundlage verstanden wird, spricht Busch-Lüty dann auch von „Nachhaltigkeits-Gesinnung“.

Damit wird deutlich, dass grundsätzlich von zwei Nachhaltigkeitskonzeptionen ausgegangen werden kann: der neoklassischen, nutzenorientierten und tendenziell technokratischen, die auch als „schwache“ Nachhaltigkeit bezeichnet wird (vgl. z. B. Ott 2001), und einer Konzeption, die

beansprucht, die Natur neben ihren quantitativen vor allem in ihren qualitativen Eigenschaften zu erhalten und zu vermehren. Diese Konzeption wird ‚starke‘ Nachhaltigkeit genannt (ebd.). Auf die Verankerung der angesprochenen Nachhaltigkeitsgesinnung im spezifisch deutschen Denken wird noch zurückgekommen. Busch-Lüty stellt sie unter Bezug auf den Wissenschaftstheoretiker Kuhn als paradigmatischen Umbruch in der Ökonomie vor (Busch-Lüty 1995, 119), der das überholte Newtonsche Weltbild – und im Verein damit das beherrschende patriarchalische westliche Denken – ablösen soll, indem die Natur nicht allein als Grundlage von Wertschöpfungsprozessen, sondern im Rahmen einer ganzheitlichen Natursicht auch als Lebenswelt des Menschen und aller anderen Lebewesen angesehen wird (ebd., 120).

Derartige Denkmuster sind aus der Zivilisationskritik wohlbekannt. Die Rekonstruktion der hinter den ‚offiziellen Verlautbarungen‘ liegenden kulturellen und politischen Interessen kann also nicht in der unreflektierten Übernahme altbekannter Argumentationen bestehen, sondern muss grundsätzlich diesen Kontext mitbedenken. Hier soll zunächst festgehalten werden, dass die notwendige Aufgabe in der vorwiegend qualitativen Verbesserung der menschlichen Lebenswelt im Einklang mit den Entwicklungsmöglichkeiten der natürlichen Potenziale gesehen wird. Die Aufgabe ist daher ein Gestaltungsanliegen; das wird auch so benannt. Gestaltung war für den Naturschutz in der Tradition des Heimatschutzes als „Naturschutz im weiteren Sinne“ ein zentraler Begriff. Aber von der Ökologie als Naturwissenschaft sind definitionsgemäß die erhofften sinnstiftenden Erkenntnisse für das richtige Leben nicht zu erwarten. Die Alternative bietet sich ohnehin an: Da die durch die Idee der Nachhaltigkeit aufgeworfene Problematik keine ökologische ist, kann sie nur noch eine kulturelle und soziale sein, die politisch umgesetzt werden müsste. Das ist auch der Grund dafür, dass Nachhaltigkeit explizit normativ verstanden wird. Aber sie müsste dann auch in diesem Sinne transparent gemacht werden. Andernfalls kann sie als Thema nicht in den demokratischen Diskurs eingeführt werden. Wenn also beispielsweise „über den naturalistischen Lebensbegriff der Biologie hinausgehend“ ein „ganzheitlicher Begriff des ‚guten Lebens‘“ formuliert werden soll (ebd., 125), dann muss verdeutlicht werden, was ‚ganzheitlich‘ genau heißt, auf welche Kultur- oder Gesellschaftstheorien man sich bezieht – ökologische Theorien wären ja ausgeschlossen – und welche Lebensideale entsprechend vertreten werden, wenn Nachhaltigkeit zur allgemein verpflichtenden gesellschaftlichen Norm wird, die sowohl moralisch als auch juristisch und politisch umgesetzt werden soll. Oder aber die Forderung nach (starker) Nachhaltigkeit bleibt weiterhin eine „zwar konsensstiftende, aber höchst unbestimmte Leerformel“ (ebd., 118), die dem technischen und nutzenorientierten Umgang mit den natürlichen Ressourcen nichts entgegenzusetzen hat.

Dieser Leerformelcharakter von Definitionen im Kontext einer Ganzheitsmetaphorik ist nicht nur aus der Nachhaltigkeitsdebatte bekannt. Es gibt eine wissenschaftliche Fachtradition, die in vergleichbarer Weise das Mensch-Natur-Verhältnis als einen ganzheitlichen Zusammenhang (des guten Lebens) begriff. Das ist die Geographie, deren Objekt bekanntlich die Landschaft ist. Das geographische Paradigma verdankt sich der Idee einer Verbindung von menschlichen Lebenswelten mit konkreten natürlichen Räumen, also der Verbindung von ‚Land und Leuten‘. Diese Denkfigur wird im deutschen Sprachraum als Heimat bezeichnet und tritt als Handlungskonzept im klassischen Naturschutz als Heimatschutz (Naturschutz im weiteren Sinne) auf. Der Nachhaltigkeitsbegriff lässt sich auf den im Land-und-Leute-Paradigma auftretenden Geschichts- und Kulturbegriff zurückführen. Daher sieht Busch-Lüty auch in der Geographie „mit ihrer Doppelsicht

auf physio- und anthropogeographische Sachverhalte im gemeinsamen Bezug zum Raum“ mögliche Muster für „transdisziplinär-integrative Ansätze in einer Fachwissenschaft“ (ebd., 124). Offenbar bietet sich die Geographie als Modell einer Auflösung der Inkommensurabilität zwischen Naturwissenschaft und Gesellschaftswissenschaft an, weil das Objekt ‚Landschaft‘ schon von sich aus eine Integration vorgibt. Landschaft bietet sich unter dieser Perspektive als verbindender Begriff zwischen dem Nachhaltigkeitsthema und der Biodiversitätstheorie an.

Zum einen hat es aber in der Geographie nach 1968 eine ausführliche Diskussion über die so genannte Einheit der Geographie und eine ebenso ausführliche Kritik an der Schimäre dieser Einheit im Rahmen des landschaftskundlichen Paradigmas gegeben (vgl. beispielhaft Bartels 1968, Bestandsaufnahme 1969, Eisel 1987, Hard 1973, Schultz 1980). Zum anderen ist dieser alte Wunsch nach einer Einheit von Natur- und Geisteswissenschaften später als Idee der Interdisziplinarität aufgetaucht. Der Versuch, eine solche normative und im Hinblick auf die Verwirklichung des ‚guten Lebens‘, euphorisch‘ zu bezeichnende Interdisziplinarität zu etablieren, die auf Basis einer integrativen Umweltwissenschaft das Umweltproblem lösen soll, ist aus der Landschaftsplanung hinlänglich bekannt. Er ist dort gescheitert. Hier zeigte sich, dass deren Einzeldisziplinen sich keineswegs dem moralischen Postulat zur gemeinschaftlichen Lösung des Umweltproblems unterwarfen, sondern dieses vielmehr aus ihrer jeweiligen speziellen Fachperspektive definierten und bearbeiteten, weil die Reputationskriterien, Forschungsschulen usw. disziplinär orientiert sind. Interdisziplinarität war allenfalls als ‚pragmatische‘ möglich, d. h. als fallbezogene Zusammenarbeit bei der Lösung konkreter Probleme (vgl. ausführlich Eisel 1992, 1998). Entsprechend ist das Abflauen der Interdisziplinaritätseuphorie auch in anderen Forschungsbereichen festzustellen und hat bekanntlich unter anderem dazu geführt, dass man mittlerweile eher von Transdisziplinarität spricht, womit die problembezogene Zusammenarbeit in Projekten gemeint ist.

Der Rückgriff auf die Geographie bzw. den Naturschutz ‚im weiteren Sinne‘ ist demnach verständlich und sinnvoll, wenn es um die Rückgewinnung einer ganzheitlichen Gestaltungsperspektive für ‚Lebensräume‘ geht. Zwei Dinge sind aber zu bedenken: Es hat sich als undurchführbar erwiesen, diese Perspektive administrativ zu erzwingen, und wenn stattdessen ein inhaltliches Kulturprogramm damit gemeint ist, so wäre die Herkunft dieses Programms zu berücksichtigen. Es ist seit seinen Anfängen im Naturschutz mit romantisch-zivilisationskritischen und antidemokratischen Interessen verbunden und sollte deshalb im Rahmen der aktuellen Nachhaltigkeits-Thematik keinesfalls unreflektiert wieder aufgegriffen werden. Der Kulturbegriff dieses Programms wurde – wie sich zeigen wird – aufgrund der Funktionsweise demokratischer Politik nach dem Zweiten Weltkrieg als irrationale Haltung abgestempelt und verdrängt; die Wertschätzung vorzugsweise kultureller Vielfalt wich damit der Wertschätzung biologischer Vielfalt als Inbegriff alles Guten.

Das Kultur- und Geschichtsverständnis des Naturschutzes: Heimat schaffen in einer modernen Welt

Der Naturschutz formiert sich in seinen Anfängen bei Ernst Rudorff als Heimatschutz. Rudorff (1897) ist maßgeblich von der Theorie des Volkskundlers Riehl geprägt, der in der aktuellen De-

batte um die Einrichtung von Wildnisgebieten immer wieder wegen seiner Forderung nach einem ‚Recht der Wildnis‘ zitiert wird. Riehl vertritt nach der gescheiterten bürgerlichen Revolution von 1848 eine Gesellschaftsauffassung, die er im Vorwort seines Buches als „social-politische(n) Conservatismus“ (Riehl 1854; Vorwort, ohne Seitenabgabe) bezeichnet. Dieser berücksichtige nicht nur die Besonderheiten der einzelnen deutschen Volksstämme, sondern brachte diese Besonderheit auch in Verbindung mit den örtlichen Besonderungen des Landes. Riehl positioniert sich mit dieser Gesellschaftstheorie, die auf Herders Geschichtsphilosophie zurückgeht (vgl. Eisel 1980, 244-292, 1982a, 1992a, 116 ff.), politisch gegen das egalitäre und universalistische Gesellschaftsmodell der französischen Revolution, um einen Entwurf der „sozialen Ethnographie von Deutschland“ zu schreiben, der die bürgerliche Gesellschaft besser verstehen helfe: „Erst aus den individuellen Beziehungen von Land und Leuten entwickelt sich die kulturgeschichtliche Abstraction der bürgerlichen Gesellschaft“ (Riehl 1854, Vorwort, ohne Seitenangabe).

Dem französischen Gesellschaftsmodell wird vorgeworfen, von jeder örtlichen und völkischen Eigenart zu abstrahieren und die verständige Untersuchung des Volksorganismus durch die abstrakte Konstruktion eines Gesellschaftsvertrages ersetzen zu wollen: „In Frankreich tritt der epochemachende Meister einer Construction der Gesellschaft auf: Rousseau. Nicht die Untersuchung des Volksorganismus als einer historischen Tatsache, sondern das Phantasiebild eines ‚Gesellschaftsvertrags‘ stellt er an die Spitze seiner neuen Gesellschaftswissenschaft. Die soziale Politik wird zur sozialistischen“ (ebd., 9). Das „Naturrecht der Gesellschaft“, d. h. die Proklamation universeller Gleichheit und der Menschenrechte, werde stärker beachtet als die „Naturgeschichte“ der Gesellschaft, die die „natürliche Ungleichheit der Gesellschaftsgruppen“ belege (ebd., 10).

Riehl formuliert die konservative Zivilisationskritik also einerseits explizit gegen die philosophische und politische Basis der bürgerlichen Demokratie. Andererseits wählt er weder die staats-theoretische noch die geschichtsphilosophische Ebene, um seine Kritik zu artikulieren. Er besetzt ein Übergangsgebiet zwischen Geographie und Volkskunde, dessen Gegenstand – wie er es nante – ‚Land und Leute‘ hieß. Je nach Schwerpunktverlagerung wurden die beiden Aspekte dieser Konjunktion in der geographischen Landschafts- und Länderkunde oder aber in der Volkskunde behandelt. Für die Geographie wurde die politisch-philosophische Grundstruktur dieses ‚Land- und-Leute-Paradigmas‘ bereits kritisch rekonstruiert (z. B. Eisel 1980, 1992a, 1997, 2002, 2003, 2005 oder Schultz 1980).

Diese Idee einer individuellen und harmonischen Einheit von ‚Land und Leuten‘ geht auf Herder zurück: Im Rahmen einer Kritik am so genannten abstrakten Vernunftglauben der Aufklärung und am formalen Individualismus des Liberalismus formulierte er eine Geschichtsphilosophie der konkreten Vernunft und der qualitativ gehaltvollen Individualität. Gegen die Reduktion des Verstehens von Natur auf die Erklärung ihrer Erscheinungen durch kausale Beziehungen in einem mechanischen System wurde die Idee eines konkreten Ganzen ganz anderer Art gesetzt. Herder knüpfte dazu an die Idee der Monade bei Leibniz an. Monaden sind abgeschlossene, in ihrer Existenz einmalige und in ihrer Jeweiligkeit vollkommene Entwicklungseinheiten im Rahmen einer ‚prästabilierten Harmonie‘. Sie sind demnach ‚Individuen‘, d. h. im Verhältnis zwischen Körper und Geist, Leib und Seele, Gesetz und Freiheit, Notwendigkeit und Möglichkeit, Ordnung und Beliebigkeit usw. unteilbare Entwicklungsexemplare (vgl. Eisel 2003, 2004, 2005a).

Wenn man diese Denkstruktur geschichtsphilosophisch nutzt, wie Herder es getan hat, ergeben sich Erdräume (Körper, Leib), die Kulturen (Geist, Seele) beherbergen, und damit Gemeinschaften, die ihre Eigenart entwickeln, indem sie die umgebende Natur konkret beherrschen. Sie gehorchen der Natur in dem, was die allgemeinen Naturgesetze dort an Möglichkeiten bieten, nicht in dem, was diese konkreten Möglichkeiten, durch Wissenschaft verallgemeinert, universell, d. h. an jedem Ort gleichermaßen eröffnen würden. So entsteht die ‚idiographische‘, d. h. das Besondere betonende Vorstellung von einmaligen, geschlossenen Systemen von ‚Land und Leuten‘. Diese kulturlandschaftlich-historischen Monaden sind Individuen eines teleologischen Entwicklungsprozesses, der als Ganzes selbst wieder wie das Leben eines Individuums aufgefasst werden kann. Solche Systeme haben eine Identität und eigene Logik in der Besonderung und dennoch einen Grad von Allgemeinheit durch hohe Zivilisation und Kunst erreicht. Kulturen, die ein Höchstmaß an ästhetischer und politischer Entwicklung, d. h. geistiger Ablösung durch nichtabstrakte Naturbeherrschung, erreichen, sind dann die gelungenen Vorbilder von Geschichte. ‚Vernunft‘ ist daher nicht ein Abstraktionstypus, sondern ein Prinzip, das Allgemeinheit durch ‚Humanität‘ herstellt, und das sind immer individuelle konkrete Lösungen eines Problems. Insofern ist Vernunft immer inspiriert durch ‚das einfache konkrete Leben‘. Dieses Leben hat dominierend den Aspekt des befolgten Maßes (göttlichen Willens) in sich selbst. Allgemeiner Fortschritt besteht eher aus ‚Glück‘ in ‚organischen‘ Anpassungssystemen als aus dem bedingungslosen Wachstum allgemeiner Macht über die Natur. ‚Das Ganze‘ wird zwar als zweckmäßige Evolution begriffen, aber zweckmäßig hinsichtlich der Ausformung harmonischer lebensräumlicher Einheiten, also gerade nicht auf ‚Fortschritt‘ gerichtet, sondern auf singuläre Klassizität von Raum und Geschichte. Länder sind der organische Leib der kulturellen Entwicklung, und die Erde ist das Wohnhaus des Menschengeschlechts. Erde und Menschen entwickeln sich gemeinsam als ‚Organismus‘; aber das gelingt nur, wenn die allgemeine Tendenz in der Individualisierung und Regionalisierung aller Gesetzmäßigkeiten besteht (vgl. ausführlicher Eisel 1980, 282-284, 1982a).

Damit ist deutlich, wie die kulturelle Entwicklung als Verwirklichung des ‚guten Lebens‘ diesem Modell zufolge gedacht wird: Es geht um die einfühlsame Entwicklung natürlicher Möglichkeiten als Verwirklichung von Humanität in konkreten Räumen. Mit diesem humanistischen Kulturideal geht aber zugleich ein theoretisches Unverständnis für die universalistische Tendenz des Industriekapitals und des Weltmarktes sowie der rationalistischen Aufklärung einher, denn sowohl das Kapital als auch die Aufklärung und der Liberalismus werden, wie sich ja bei Busch-Lüty deutlich zeigte, für einen anmaßend nutzenorientierten sowie mechanistisch-

rationalistischen und damit weder qualitativ einfühlsamen noch klugen Umgang mit der Natur verantwortlich gemacht.

Daher röhrt auch die Unterscheidung in eine ‚schwache‘, auf die ökonomische Substituierbarkeit der Natur gerichtete und eine ‚starke‘, auf die Bewahrung und gestaltende Vermehrung natürlicher Lebensqualitäten gerichtete Nachhaltigkeit. Diese Unterscheidung muss sich aufbauen, wenn eine formaldemokratische und mit der Kapitalverwertung kompatible Strategie, die sich mit einem liberalen Weltbild verbinden kann, kritisiert wird und demgegenüber eine humanistische Strategie entwickelt wird. Ebenso ist deutlich, weshalb bei Busch-Lüty eine ‚subtile‘ Unterscheidung zwischen der angelsächsisch-amerikanischen und der deutschen Nachhaltigkeitstradition vermerkt wird (vgl. Busch-Lüty 1995, 117), die letztlich auf der Unterscheidung zwischen Zivilisation und Kultur im deutschen Sprachraum aufbaut.

Die Grundstruktur dieser geschichtsphilosophischen Basis von Geographie und Volkskunde, die Perspektive der einfühlsamen Entwicklung von individueller Natur und Humanität in konkreten Räumen, ist äquivalent mit der Heimatidee im Naturschutz bzw. mit der Idee der Heimat schlechthin. Die Problemlage des Naturschutzes als Heimatschutz bestand daher in genau der Position, die die idiographische Geschichtsphilosophie und in deren Gefolge die Geographie mit ihren zentralen Begriffen von Land, Landschaft, Volkscharakter, Raum usw. gegen die industrie-kapitalistische und demokratische Moderne aufbaute.

Damit ist zunächst – bei allem Respekt vor dem humanistischen Hintergrund – der Heimatschutz brisant. Diese Brisanz wurde (und wird) von der Idee der harmonischen Übereinstimmung des Einzelnen mit dem Organismus des Volkes und der Landschaft verursacht. Heimatschutz war Bestandteil der konservativen Kritik an der Moderne, d. h. an der bedingungslosen Entwicklung der technischen Zivilisation und am Egalitätsprinzip der Demokratie. Beide Errungenschaften der Moderne galten und gelten noch heute im konservativen Weltbild als Ausdruck von Unkultur, d. h. von maßloser Vernichtung regionaler, durch Eigenart und Vielfalt ausgezeichneter Kultur. Diese konservative Position gerät zwingend ins politische Rechtsaußen, wenn sie nicht reflektiert, sondern fundamentalistisch auf die Durchsetzung von Naturschutzinteressen bezogen wird (symptomatisch Falter und Hasse 2001, 2001a; vgl. dazu Eisel 2001, Gelinsky 2001, Hard 2001, 2001a, Körner 2001 sowie Eisel 2003, 2005a).

Es liegt damit zunächst nahe, das im Laufe der Geschichte in ein konservatives Gesellschaftsverständnis integrierte humanistische Kulturideal als ein rückwärtsgewandtes Interesse zu klassifizieren (vgl. z. B. Rebele 1999, 7 f.). Politisch trifft dieser Vorwurf gegenüber dem Heimatschutz zu. Das humanistische Kultur- und Geschichtsideal ist aber älter als diese antimoderne Institution der Moderne des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Daher wird es auch von einer ausschließlich politisch motivierten Kritik nie ganz erreicht. Der von Leibniz her aus der christlichen Metaphysik kommende, geschichtsphilosophisch gewendete humanistische Individualitätsbegriff (vgl. Eisel 1991, 2005), der die moderne Idee der Heimat steuert, liegt gewissermaßen zugleich noch unterhalb dieser politischen Ebene auf der Ebene der kulturellen und existenziellen Sinnhaftigkeit (vgl. Eisel 1993, 1997a, 2002, 2005, 2005a). Die politische Übersetzung dieser kulturellen Ebene in Planungspraxis ist mit dem Begriff der Gestaltung verbunden. Der Terminus Gestaltung und die Gestaltungspraxis leiten sich aus den Ideen der Eigenart und Vielfalt ab, d. h. aus jenem humanistischen Weltbild, das nicht unmittelbar mit den demokratischen Prinzipien vereinbar ist. Gestal-

tung wurde daher in der Nachkriegszeit (und wird noch heute) von den ‚modernen‘ ökologischen bzw. sozialwissenschaftlichen Planern attackiert (vgl. dazu Körner 2001a, 239 ff.), denn die Antimoderne zeichnete sich dadurch aus, dass sie die gestaltende Praxis zum politischen Programm erklärt hat. Deshalb soll im Weiteren gezeigt werden, wie der Gestaltungsbegriff des Heimschutzes inhaltlich gefüllt und praktisch umgesetzt wurde. Was heutzutage verhältnismäßig abstrakt als eine nachhaltige, auf konkrete Lebensorte bezogene Handlungsweise bezeichnet wird, wurde vor dem Zweiten Weltkrieg – politisch motiviert – als eine konkret landschaftsarchitektonische Praxis der Ausgestaltung natürlicher und kultureller Eigenart verstanden. Das Verwirrspiel um den Begriff der Nachhaltigkeit erklärt sich unter anderem dadurch, dass die Vertreter der ‚politisch korrekten‘ ökologischen Planung, die sich gegen die Idee der Gestaltung stark machen, zugleich Nachhaltigkeit in den Himmel heben. Aber die Idee der Nachhaltigkeit ist gerade eine Neuauflage der alten Gestaltungsphilosophie in anderen Worthülsen, also dessen, was ausgeschaltet werden soll.

Der Gestaltungsbegriff des Heimschutzes

Auf der praktischen Ebene der Landschaftsgestaltung vertraten die Theoretiker des Heimschutzes spätestens von der zweiten Generation zu Beginn des 20. Jahrhundert an bei aller Traditionsvorverbundenheit keinesfalls eine streng konservierende Schutzmentalität, sondern waren der Industrie sogar ausgesprochen gewogen: Sie formulierten das Programm, die vorhandene landschaftliche Eigenart weiter in zeitgemäßer Form auszustalten, ohne dass dabei das ‚Wesen‘ der modernen Technik, die man nicht mehr aus der Welt schaffen konnte, verleugnet würde.⁴ Allein deren ‚unschöpferischer‘ Einsatz wurde als Ursache der Landschaftszerstörung und damit der Zerstörung von Kultur und Natur angesehen (vgl. z. B. Gradmann 1910, Lindner 1926, Schultze-Naumburg 1908, 1909, 1909a, 1916, 1917; zu Schultze-Naumburg vgl. Hokema 1996). Heimschutz war in ein funktional-gestalterisches Problemverständnis der immer weiteren Ausgestaltung der Eigenart von Landschaften eingebunden; diese Gestaltung durfte sich jederzeit der modernen Mittel und Materialien bedienen. Funktional bedeutet hier, dass der schöpferischen, an menschliche Funktionsinteressen gebundenen künstlerischen Gestaltung eine maßgebliche Rolle eingeräumt wurde, um individuelle Lösungen verwirklichen zu können. Die notwendige Individualität sollte sich zum einen aus den konkreten Nutzerinteressen und zum anderen – im Gegensatz zum Funktionalismus des Neuen Bauens – aus dem landschaftlichen Kontext einer Baumaßnahme ergeben, um so die Eigenart der landschaftlichen Natur idealtypisch zu bereichern. Ein Typ stellt die gestalthafte Synthese aus allgemeinen Nutzungsinteressen und individueller Vorbildlichkeit der Präsentation des Allgemeinen dar. Überträgt man das auf den Arten- und Biotopschutz, dann ist ein Typ eine charakteristische, d. h. gestalthaft abgrenzbare Einheit von Lebensraum und Lebensformen. Das Gleiche gilt für die kulturelle Ebene. Vorzugsweise die traditionelle Architektur des Bauernhauses, aber auch des klassischen Baustils wurde, wie man besonders bei Schultze-Naumburg nachlesen kann, als Ausdruck eines hohen Maßes an im Alltagsgebrauch bewährter Zweckmäßigkeit angesehen, die sich in einer ‚organischen‘ Gestalt ausdrückt. Gestaltung sollte daher den durch die Tradition vorgegebenen typischen Stil immer wieder neu anwen-

4 Das schließt nicht aus, dass unter den ehrenamtlichen Heimschützern, vor allem den Lehrern, nicht doch eine eher heimattümelnde Mentalität verbreitet war.

den und dabei behutsam weiterentwickeln. Das bedeutete aber nicht etwa einen Verzicht auf neue Materialien oder Techniken, sondern nur eine Strategie, mit diesen universellen Mitteln Idealtypisches zu schaffen. Das galt als gelungen, wenn es immer auch eine Bindung an die Herkunft oder andere höhere Werte, vor allem die der landschaftlichen Eigenart, verwirklichte. Unter dieser Bedingung wurde dann Entwicklung als angemessen und maßvoll angesehen.

Damit zeigt sich, dass aus dem humanistischen Kulturideal ein Gestaltungsbegriff abgeleitet werden kann, der die Definitionskriterien nachhaltiger Entwicklung erfüllt und präzisiert: Er geht von einer lokalen Bindung von Natur und Kultur aus und versteht die qualitative Erhaltung und Weiterentwicklung natürlicher Möglichkeiten dahingehend, dass die landschaftliche Eigenart weiter zu vervollkommen ist. Menschliche Nutzungsinteressen werden daher nicht als rein ökonomische Nutzenkalküle verstanden, sondern als einfühlsame, kluge, d. h. alltagspraktisch und auf die Ausgestaltung der überlieferten landschaftlichen Eigenart und Bautypik orientierte Kulturtätigkeit, die die Natur als Kulturlandschaft erst zu dem macht, was sie von ihren Anlagen her werden kann.⁵

Aufgrund der politischen Vereinnahmung des Natur- und Heimatschutzes durch den Nationalsozialismus wurde der Kultur- und Gestaltungsbegriff, der den kulturtheoretischen Hintergrund des Natur- und Heimatschutzes bildete, im Naturschutz nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmend unterdrückt, so dass der Gestaltungsbegriff in der Nachhaltigkeitsdebatte merkwürdig diffus bleibt: Die alten humanistischen Ideale und organologischen Metaphern durchziehen immer wieder als Untertöne die Diskussion, obwohl Handlungszwang und Handlungsweise nun aus dem vielfältigen Wesen der Natur (und der Krise ihres natürlichen Daseins) und unter Verweis auf den Einsatz einer modernen, unideologischen, empirischen ökologischen Forschung begründet wird. Der Grund für die bereits angedeutete Verdrängung ist, dass Heimatschutz nicht mehr ohne weiteres als ein ehrenwertes Interesse angesehen wurde (allenfalls im ehrenamtlichen Naturschutz war das der Fall) und der Naturschutz zunehmend auf eine sachliche, demokratisch vermittelbare Basis gestellt werden sollte. Diese Versachlichung des Naturschutzes führte zu naturalistischen Argumentationsmustern und zur Karriere des Begriffs der Artenvielfalt. Die Erhaltung der Vielfalt war ein rational scheinbar zwingend vermittelbares Naturschutzargument. Damit ergibt sich eine Verschiebung der Stoßrichtung: Nicht die Gesellschaft will bestimmte Naturzustände und Landschaftsbilder, sondern die Natur soll sie angeblich benötigen, und daher muss man auf ihre Gesetze hören. Bei diesen Gesetzen handelt es sich aber weitgehend um die Projektion eines konservativ-humanistischen Ideals (vgl. Eisel 2004). Mit dem Arten- und Biotopschutz setzte sich eine strikt konservierende Schutzmentalität durch, die jetzt aber mit dem ökonomischen Nachhaltigkeitskonzept auf eine für den Naturschutz zukunftsträchtige Art durchbrochen werden soll. Schutz soll nun mit einem ökonomischen Reproduktionskalkül verbunden werden. Das konvergiert mit der Idee der Landschaftsgestaltung aus dem Heimatschutz.

Diese deutliche Schwerpunktverlagerung der Begründung für Naturschutz in einer undeutlichen Debatte ist rational rekonstruierbar. Das beschriebene humanistische Ideal der sich entwickelnden Individualität in einer Welt der prästabilisierten Harmonie gibt die Basis für die politische und landschaftsarchitektonische Gestaltungsidee und für den Begriff nachhaltiger Entwicklung, aber

⁵ Zum Verhältnis von innewohnenden Möglichkeiten und äußeren Wertmaßstäben im humanistischen Weltbild vgl. Eisel 2003, 2004, 2005, 2005a.

auch für den Heimatbegriff ab. Ebenso ist dieses Ideal auch die Grundlage desjenigen naturwissenschaftlichen Begriffs der Artenvielfalt, mit dem einerseits die Heimat und die Landschaftsgestaltung aus dem Naturschutz vertrieben wurden (vgl. auch Körner 2002, Körner und Eisel 2003, Körner et al. 2003, Körner und Nagel 2003) und andererseits die Nachhaltigkeit an deren Stelle gesetzt wurde. Das macht die Situation so verwirrend: Das Konzept (Erhaltung von Artenvielfalt), mit dem aus Gründen der Versachlichung der Naturschutzargumente die alten Heimat- und Naturschutzwerte substituiert werden sollen (und wurden), gehört dem gleichen Weltbild an wie das eliminierte Konzept. Es ist nur auf einer naturalistischen und objektivistischen Ebene formuliert. Das bedeutet: Es wurde tatsächlich ein folgenschwerer Wechsel vollzogen, was die Immunisierung des Naturschutzes gegen eine kulturpolitische Argumentation angeht; aber inhaltlich, gewissermaßen ideologisch, wird die alte Haltung – naturwissenschaftlich geheiligt und formal entnazifiziert – beibehalten. Denn jene humanistische Idee individueller Eigenart, die dem Gleichheitsideal der Demokratie und dem Gleichförmigkeitsideal der Industrie entgegengestellt wurde, die Präferenz für das Typische, ist die eine Seite der Medaille. Die andere Seite ist zwingend die Vielfalt. Nur wenn die allgemeine Geltung (von Handlungen, Werken, Personen) in deren Individualität gesehen wird, ist Vielfalt wichtig und gut. Das Entsprechende gilt umgekehrt: Wenn der Reichtum und die Überlebenskraft der Welt, d. h. letztlich des Lebens selbst, aus Vielfalt besteht, dann ist die Entwicklung von mannigfaltiger Individualität, d. h. von typischen Landschaften und Biotopen, notwendig. Eigenart und Vielfalt sind komplementär verbunden (vgl. Eisel 2007). Diese komplementäre Identität der Grundprinzipien führt sowohl zu der diffusen Vermischung der Begründungszusammenhänge im Verhältnis zwischen naturwissenschaftlicher Ebene (Diversität) und politischer Ebene (Nachhaltigkeit) als auch dazu, dass dieses Durcheinander sogar einen gewissen Sinn hat: Letztlich gehen alle der miteinander verbundenen und gegeneinander ausgespielten ideellen Postulate auf eine und dieselbe Idee zurück; deshalb kann alles wechselseitig durcheinander begründet werden und alter Wein in neue Schläuche gefüllt werden, ohne dass es jemand merkt. Solange allerdings undurchschaut bleibt, wie sich dieser Sinn im Wirrwarr herstellt, ergibt sich nicht mehr als oberflächliches und jederzeit angreifbares Gerede. Es bleibt dann unklar, dass – unter dem Heiligschein der Naturwissenschaft – eine latent metaphysische, geschichtsphilosophische Denkfigur durch sich selbst ersetzt wurde, also nichts verändert wurde. Nur das Sprachspiel über dieselbe Sache wurde gewechselt (vgl. ausführlicher Eisel 2003, 2005a). Daher kann Becker (2003) in seinem Editorial zu dem Themenheft „Die neue Heimat“ in der Zeitschrift „Grüner Weg 31a“ die Diskussion über Heimat im Naturschutz als wichtig bezeichnen, weil die Ökologie für die meisten dieser Interessen des Naturschutzes keine Begründung liefert, dennoch aber den Begriff Heimat wegen seiner politischen Tradition ablehnen, um dann Nachhaltigkeit als Alternative einzuführen. Mit Nachhaltigkeit wird auch hier nicht reiner Ressourcenschutz verbunden, sondern ein Eintreten für emotionale Werte der Natur. Dann sei der Naturschutz „eindeutig eine kulturelle oder sogar künstlerische Aufgabe und hat mit Biologie oder Ökologie nicht mehr so viel gemein“ (Becker 2003, 13). Becker distanziert sich somit vom Heimatbegriff, um auf der politisch sichereren Seite zu sein, beharrt aber auf einer kulturellen Bedeutung der Natur, um mit – wie er aufgrund seiner Voraussetzungen sagen müsste – ‚starker‘ Nachhaltigkeit exakt jene Unterscheidung zwischen Naturschutz im engeren und im weiteren Sinne, die im Heimatschutz getroffen worden war, neu zu erfinden.

Diese oben schon angedeutete Unterscheidung wurde von Schwenkel (1926, 1937, 1938) und Schoenichen (1942) eingeführt, um zwei Praxen mit unterschiedlicher Logik im Heimatschutz zu charakterisieren (vgl. z. B. Schwenkel 1926, 4; 1937, 136; 1938, 9 ff.). Sie soll hier noch einmal wiedergegeben werden: Die Landschaftsgestaltung als aktiver Heimatschutz wurde als Naturschutz im weiteren Sinne bezeichnet, weil Natur und Landschaft hier nicht als Selbstzweck geschützt werden, sondern Substrat der Kulturarbeit im Sinne einer funktionalen und ästhetischen Ausgestaltung der Kulturlandschaft nach menschlichen Zwecksetzungen sind. Diese Gestaltungsaufgabe wurde nicht allein technisch verstanden, sondern in letzter Konsequenz als eine künstlerisch motivierte, konkrete landschaftsarchitektonische Bauaufgabe. Der Naturschutz im engeren Sinne interessierte sich für ‚natürliche Biotope‘ und war mit einer eher restriktiven und konservernden Konzeption verbunden. Urtümliche, nach Möglichkeit vom Menschen nicht angetastete Natur sollte – vorwiegend als wissenschaftliches Studienobjekt für die Ökologie – so unberührt wie möglich bewahrt werden. Zudem wurde sie als Zeugnis der Vergangenheit vor Beginn aller Kulturarbeit angesehen. Beide Schutzinteressen des Naturschutzes im engeren Sinne, aus dem der heutige Arten- und Biotopschutz hervorgegangen ist, führten zur Schlussfolgerung, dass menschliche Einflüsse so weitgehend wie möglich aus den Schutzgebieten auszuschließen seien (Schoenichen 1942, 3 f., 14). Schoenichen war dabei klar, dass zwar Moore und Hochgebirgsregionen Reste ursprünglicher Wildnis, aber z. B. Hutewälder Ergebnis der mittelalterlichen Landnutzung waren. Dennoch wurden sie ebenfalls zur Urlandschaft gerechnet. Der Grund bestand darin, dass ihnen eine besonders urwüchsig wirkende Individualität zugeschrieben wurde, die als unverzichtbarer Teil einer möglichst vielfältig ausdifferenzierten Eigenart der Landschaft angesehen wurde. Ihre Wertschätzung war damit kulturell motiviert. Beide Naturschutzinteressen verfügten also auf den ersten Blick über eine jeweils unterschiedliche Logik, wobei sich aber schon damals im Naturschutz im engeren Sinne, wie heute im Arten- und Biotopschutz, ökologisch und kulturell motivierte Interessen überschnitten.

Damit zeigt sich, dass mit Nachhaltigkeit für den Naturschutz in jenem weiteren Sinne konzeptiell nichts Neues gewonnen ist, sondern eben nur die Sprechweise ausgetauscht wurde. Allenfalls führt der Begriff der Nachhaltigkeit dazu, dass der Naturschutz wegen des Drucks seiner praktischer Probleme (Akzeptanzdefizit) seine kulturpolitische Tradition wiederentdeckt. Die praktische Relevanz von Heimat auf der einen Seite und ökonomischer Nachhaltigkeit auf der anderen Seite ist aber – bei aller ideologiekritischen Rekonstruktion ihrer Bedeutungshöfe – auch der beste Grund, diese Themen ernsthaft zu diskutieren.

Die Entwicklung des Umweltschutzes und des wissenschaftlichen Naturschutzes – oder: wie alter Wein in neue Schläuche gegossen wird

Kennzeichnend für die Situation des Naturschutzes nach dem Zweiten Weltkrieg war – wie schon mehrfach angedeutet – der Zwang, im Rahmen demokratischer Entscheidungsprozesse intersubjektiv nachvollziehbare, d. h. sachliche Gründe für die eigenen Zielsetzungen anzuführen. Darauf wurde mit der konsequenten Verwissenschaftlichung des Naturschutzes geantwortet, wobei in der ökologischen Wissenschaft die Basis für sachliche Entscheidungen gesehen wurde

ökologischen Wissenschaft die Basis für sachliche Entscheidungen gesehen wurde (Körner 2001a, 77 ff.; vgl. auch Eisel 2004a). Diese Entwicklung ist durch zwei Prozesse gekennzeichnet:

Zum einen entwickelte sich seit dem Umweltprogramm der Bundesregierung von 1971 der Umweltschutz im Sinne eines überwiegend technischen, medizinisch-hygienischen und ökologischen Ressourcenschutzes (Haber 1997, 2; Piechocki et.al. 2004). Er folgt in letzter Konsequenz einem zweckrationalen Kalkül. Die kulturellen und emotionalen Komponenten des Heimat- und Naturschutzes wurden bei der Entwicklung der Länder- und Bundesgesetzgebung als irrational und daher nicht objektiv begründbar verdrängt (Zwanzig 1989, 8). Es etablierte sich eine instrumentell orientierte Umweltplanung, die systematisch von den kulturellen und emotionalen Bedeutungen der Natur abstrahierte.

Zum anderen entstand der schon vielfach angesprochene Arten- und Biotopschutz als Naturschutz im engeren Sinne, auf den jetzt noch einmal genauer eingegangen werden soll. Auch hier werden die kulturellen Bedeutungen der Natur verdrängt, weil er im Sinne des enger gefassten Naturschutzverständnisses trotz seiner kulturellen Komponenten als naturwissenschaftliche Aufgabenstellung verstanden wird. Aber aufgrund der ökologisch nicht begründbaren Verbindung von intakter Landschaft und intakten Biotopen auf der einen Seite mit intakten Ökosystemfunktionen im Sinne der Stabilitäts-Diversitäts-Hypothese auf der anderen Seite sowie mit einer zur weltgeschichtlichen Notwendigkeit hochstilisierten kulturellen Sinnhaftigkeit bleibt die alte Weltsicht des Heimatschutzes aufrechterhalten. Sie lebt durch die zugrunde gelegte Idee der Vielfalt weiter.

Die bei aller ökologischen Verwissenschaftlichung weiterhin durchgeholtene, aber unterschwellige kulturelle Orientierung zeigt sich zum einen dadurch deutlich, dass die Eigenart und davon abgeleitet die spezifische Vielfalt der ‚Lebensräume‘ und Lebensformen im Arten- und Biotopschutz weiterhin eine zentrale Rolle spielt. Daher werden nicht beliebige Kombinationen von Standorteigenschaften und Arten als wertvoll betrachtet, sondern nur solche, die eine spezielle Typik und Repräsentativität für einen Gesamtkontext aufweisen. Dieser Kontext wird meist aus der traditionellen Kulturlandschaft abgeleitet (vgl. Kaule 1991). Hier wirkt jene Idee eines prästabilierten harmonischen Ganzen, die durch die Landschaft symbolisiert wird: Die mit Eigenart versehene Artenvielfalt erscheint als konstitutive Eigenschaft des Lebens, weil sich das Leben immer weiter in ‚monadischen‘ Biotopen entfalten muss.

Zum anderen verdeutlicht sich der kulturelle Hintergrund des Arten- und Biotopschutzes auch dadurch, dass – obwohl der Schluss von Landschaftsbildern auf intakte Ökosystemfunktionen nicht zulässig ist – weiterhin hartnäckig, wenn auch mittlerweile oft nur unterschwellig, an der in der Ökologie umstrittenen Diversitäts-Stabilitäts-Hypothese festgehalten wird (vgl. Potthast 1999, Trepl 1995). Es wird somit vorausgesetzt, die überlieferte kulturlandschaftliche Vielfalt leiste einen maßgeblichen Beitrag zur funktionalen Stabilität und Leistungsfähigkeit der Ökosysteme (vgl. z. B. Erz 1986, Jedicke und Jedicke 1992, Plachter 1991), obwohl gegen diese Auffassung zahlreiche empirische Beispiele aufgeboten wurden (vgl. Häpke 1990, 1990a, 1990b, Kohnold 1998, Zimen 1985).⁶ Auch in der Nachhaltigkeitsdebatte wird an dieser Hypothese fest-

⁶ Diese Kritik bezieht sich auf die Verbindung von Artenvielfalt und Stabilität, auf die die Naturschutzdiskussion oft verengt wird. Ein anderes Bild bietet sich u. U. beim Verhältnis von genetischer Vielfalt und bestimmten

gehalten, weil sie aufgrund des Interesses an ‚starker‘ Nachhaltigkeit, d. h. aufgrund des beschriebenen Kulturbegriffs, letztlich unverzichtbar ist. Diese Unverzichtbarkeit bei gleichzeitiger wissenschaftlicher Umstrittenheit wird von Ott deutlich zum Ausdruck gebracht (vgl. Ott 2001, 67 f.). Der Arten- und Biotopschutz schützt daher keine natürlichen Ökosysteme, wenn er seine Standortkriterien an dem Maßstab physiognomischer Vielfalt bemisst, sondern die Spuren historischer Landnutzung und leistet damit unter Umständen einen sinnvollen Beitrag zur Denkmalpflege im Rahmen des Kulturlandschaftsschutzes (vgl. Gunzelmann und Schenk 1999), aber nicht immer und nicht notwendig einen solchen zur Erhaltung ihres natürlichen Potenzials. So zeigt sich auch im Arten- und Biotopschutz selbst, nämlich in der intuitiven Festlegung der Relevanzkriterien für die Konkretisierung von Vielfalt auf Basis der Orientierung an Physiognomie, Eigenart usw. als standortrelevanten Indizien, die Wirksamkeit des Herderschen und des kulturlandschaftlichen Paradigmas, obwohl doch dessen Folgen, nämlich die kulturelle Begründungsebene und der Heimatgedanke, zugunsten von ‚Sachlichkeit‘ gerade eliminiert werden sollten. Der Begriff der Nachhaltigkeit wird dann hinterrücks via Vielfalt im naturwissenschaftlichen Gewand als vermeintlicher Sachzwang mit einer konservativen Entwicklungstheorie aufgeladen: Fortschritt soll nicht gebremst werden, weil die Mitglieder von Gesellschaften sich auf eine langsamere Gangart einigen, sondern muss gebremst werden, weil er wider die Natur ist.

Wie sehr der Naturschutz noch vom Gedankengut des Heimatschutzes durchdrungen ist, zeigt allein schon die stereotype Forderung, heimische Arten in der Landschaftspflege zu verwenden und zu fördern sowie die Einwanderung fremder Arten zu begrenzen. Hier spielt das, was auf der politischen Ebene als Begründungsmuster problematisch geworden ist und ökologisch nicht zu begründen ist, nämlich Heimatschutz, noch eine deutliche Rolle, wird aber auch in diesem Fall als rein ökologisches Problem ausgegeben. Der kulturelle Begründungshorizont ist jedoch mit Händen zu greifen: Wenn fremde Arten nicht pauschal abgelehnt werden, dann müssen sie etwas zur Bereicherung der vorhandenen Eigenart und Vielfalt beitragen (vgl. z. B. Disko 1996, 1997; vgl. zur Interpretation dieser Denkfigur Eisel 1993, 2005a, Körner 2000, 2001b). Das sieht man vor allem dann als gegeben an, wenn die fremden Arten nicht beliebig und ohne Maß vom Menschen eingeschleppt werden, sondern aus benachbarten Räumen diffusionsartig zuwandern (vgl. Steiof 2001). Dann ist die Entwicklung ‚maßvoll‘ und ‚organisch‘ und somit in diesem Weltbild ‚natürlich‘. Denn fremde Arten werden gewissermaßen nicht schmarotzerhaft als Trittbrettfahrer durch die menschliche Mobilität weltweit verbreitet, sondern leisten „durch eigene Arbeit“ (Disko 1996, 39) einen ‚schöpferischen‘ Beitrag. Schöpferisch heißt bei Disko, dass sich die vorhandenen Artengemeinschaften in einem „nicht beliebigen Organaustausch“ in einer kontinuierlichen und nicht abrupten „Ko-Evolution“ entwickeln (ebd., 38 f.). Er bezieht sich dabei auf Steiof, ohne dessen weltanschaulichen Hintergrund mit einem Wort zu erwähnen, weil er ihm offenbar selbstverständlich ist. Lebensgemeinschaften ‚wachsen‘ organisch und integrieren dabei kontinuierlich auch neue Arten, die sich in diese Gemeinschaft einfügen.⁷ Die vorhandene Artenvielfalt wird besonders dann produktiv bereichert, wenn die fremden Arten einen bestimmten Symbolwert erhalten, also repräsentativ für bestimmte kulturelle Orte oder Kontexte werden, sei es die Weinbergtulpe, die Kastanie im Biergarten oder der Flieder, der zum Muttertag blüht (ebd., 39; vgl. dazu ausführlich Körner 2000, 73 ff. sowie 2001b). Das könnte man für eine populärwissen-

Ökosystemfunktionen.

7 Vgl. zu den Parallelen zwischen der Synökologie und dem völkischen Rassismus in dieser Hinsicht Eisel 1993.

schaftliche und randständige Position halten, aber der Umstand, dass Steiof in der Zeitschrift des Bundesamtes für Naturschutz auf Disko verweist, zeigt doch, wie wirksam diese Denkmuster sind.

Fazit: Gleich und Gleich gesellt sich gern

Sowohl die Nachhaltigkeitsdebatte als auch die Artenschutzdebatte sind also bei näherem Hinsehen durch den impliziten Rekurs auf basale Philosophien gekennzeichnet. Das Konzept der ‚starken‘ Nachhaltigkeit entspricht einem konservativen Weltbild, dessen Basis eine vormoderne, humanistische Welthaltung ist. Diese Haltung steht gegen allgemeine formale Gleichheit und gegen die Beliebigkeit (von Formen, Möglichkeiten und Interessen). Sie fordert statt dessen Eigenart und Vielfalt, so dass die Welt bzw. eine Entwicklung dann ‚Substanz‘ hat, wenn sie individuell ist, d. h. einmalig, nicht gleichartig mit beliebigen Alternativen. Eine richtige Entwicklung verläuft ganzheitlich-organisch, nicht contingent-zufällig oder mechanisch (zur vergleichenden Diskussion im Verhältnis zur ‚Gegenphilosophie‘ der Demokratie vgl. Eisel 2002, 2003, 2004, 2005). Da der Begriff der Artenvielfalt der gleichen Denkstruktur angehört wie der Begriff der ‚starken‘ Nachhaltigkeit, stabilisieren sich im Naturschutz auf politischer und auf wissenschaftlicher Ebene zwei politische Konzepte wechselseitig unter dem Schein einer objektiven, naturwissenschaftlichen Absicherung.

Wenn in diesem Text mehrfach und auf verschiedenen Ebenen des Selbstverständnisses des Naturschutzes der latente kulturpolitische Gehalt seiner Konzepte nachgewiesen wurde, so geschah das nicht mit dem Interesse, ihm vorzuwerfen, er verfolge kulturelle und politische Ziele. Vielmehr sollte umgekehrt gezeigt werden, dass Naturschutz auch dann, wenn es scheinbar um rein naturwissenschaftlich zu bearbeitende Probleme geht, eine kulturelle, soziale und politische Dimension hat – und deshalb auch entsprechend betrieben werden sollte. Eine Rückkehr zu explizit politischen und kulturellen Anliegen, wie sie im traditionellen Naturschutz bis zum Zweiten Weltkrieg ganz selbstverständlich vorgebracht worden waren, wäre dann möglich und würde einen Gewinn an Glaubwürdigkeit hervorrufen. Allerdings sollte nicht unreflektiert an den alten Heimatschutz angeknüpft werden. Andererseits kann man sich die Reflexionsarbeit über den Heimatbegriff auch nicht dadurch ersparen, dass man einfach das positive Image des verwaschenen Begriffs der Nachhaltigkeit ausnutzt, d. h. sich auf diesem Image ausruht.

Es wurde gezeigt, dass die sowohl in der Nachhaltigkeitsdebatte explizit als auch im Arten- und Biotopschutz implizit vertretene politische Philosophie keineswegs einem Weltbild entstammt, das der kulturellen und politischen Erneuerung förderlich ist, sondern wie der Heimatschutz idealtypischen konservativ-zivilisationskritischen Denkfiguren folgt. Ob und in welchen Kontexten diese politischen Voraussetzungen eingedenk ihrer völkischen und antidemokratischen Kontexte tragfähig sind in einer Demokratie, könnte und müsste offen diskutiert werden. Dazu müssten sie aber als geschichtsphilosophische Ideale identifiziert werden, die – aus der christlichen Metaphysik stammend – unsere Vorstellungen von kultureller und existenzieller Sinnhaftigkeit regeln. Sie liegen daher unterhalb der politischen Ebene. Auf der politischen Ebene wird demgegenüber nicht Sinn geregelt, sondern auf Basis des Gesellschaftsvertrags unter gleichberechtigten Bürgern ein vernünftiges Zusammenleben organisiert. Es ließe sich, wie oben angedeutet, leicht zeigen,

wie jene humanistischen Ideale Planungsansätze steuern, die sich – paradox – als progressive Alternative sowohl zur Zivilisationskritik als auch zur kapitalistischen Naturzerstörung begreifen. Das bedeutet: Auch die Gegner konservativer Politik halten sich an die kulturellen Grundfesten, deren Werte mit denen nicht mehr übereinstimmen, die durch die demokratische Staatsform politisch durchgesetzt wurden. Wir können uns vermutlich in Verbindung mit Natur das ‚gute Leben‘ kaum anders vorstellen als durch eine Verwirklichung von Eigenart und damit letztlich Humanität mittels der einfühlsamen Entwicklung natürlicher Möglichkeiten in konkreten Räumen. Das sollte nicht hinter naturwissenschaftlichen Theorien versteckt werden, wenn das Reden über Nachhaltigkeit und Vielfalt Substanz haben soll. Ob man sich dann politisch für den Konservatismus entscheidet, ist noch einmal eine ganz andere Frage. Denn dass die Wertesysteme demokratischer Politik und des Heimatschutzes nicht ohne weiteres kompatibel sind, bedeutet nicht, dass im demokratischen System nicht über die Werte und Praktiken der kulturellen Ebene rational diskutiert und entschieden werden könnte.

Literatur

- Bartels, D. 1968: Zur wissenschaftstheoretischen Grundlegung einer Geographie des Menschen. *Geographische Zeitschrift, Beihefte: Erdkundliches Wissen* 19, Wiesbaden.
- Becker, M. 2003: Soll ‚Heimat‘, ‚Nachhaltigkeit‘ als Leitbild des Naturschutzes ablösen? Grüner Weg 31a, *Zeitschrift für die Sozial- und Ideengeschichte der Umweltbewegungen* 16 (55): 3-13.
- Berliner Zeitung 2003: Im Stil der Berliner Republik. 29.12.2003, 13.
- Bestandsaufnahme zur Situation der Deutschen Schul- und Hochschulgeographie 1969. In: *Geografiker* 3, Sonderheft zum 37. Deutschen Geographentag, hrsg. vom Berliner Geographenkreis an der Freien Universität Berlin. 3-30.
- Busch-Lüty, C. 1995: Nachhaltige Entwicklung als Leitmodell einer ökonomischen Ökologie. In: Fritz, P., Huber, J., Levi, H. W. (Hrsg.): *Nachhaltigkeit in naturwissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Perspektive*. Stuttgart. 115-131.
- Disko, R. 1996: Mehr Intoleranz gegen fremde Arten. *Nationalpark* 93 (4): 38-42.
- Disko, R. 1997: ‚Grauhörnchen für Bayern‘? *Nationalpark* 97 (3): 43-46.
- Eisel, U. 1980: Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer ‚Raumwissenschaft‘ zur Gesellschaftswissenschaft. *Urbs et Regio, Kasseler Schriften zur Geographie und Planung*, Bd. 17. Kassel.
- Eisel, U. 1982: Regionalismus und Industrie. Über die Unmöglichkeit einer Gesellschaftswissenschaft als Raumwissenschaft und die Perspektive einer Raumwissenschaft als Gesellschaftswissenschaft. In: Sedlacek, P. (Hrsg.): *Kultur-/Sozialgeographie*, UTB 1053. Paderborn. 125-150.
- Eisel, U. 1982a: Die schöne Landschaft als kritische Utopie oder als konservatives Relikt. Über die Kristallisation gegnerischer politischer Philosophien im Symbol ‚Landschaft‘. *Soziale Welt* 33 (2): 157-168.

- Eisel, U. 1987: Landschaftskunde als ‚Materialistische Theologie‘. Ein Versuch aktualistischer Geschichtsschreibung der Geographie. In: Bahrenberg, G. et al. (Hrsg.): Geographie des Menschen. Dietrich Bartels zum Gedenken. Bremer Beiträge zur Geographie und Raumplanung, H. 7. Bremen. 89-109.
- Eisel, U. 1991: Warnung vor dem Leben. Gesellschaftstheorie als ‚Kritik der Politischen Biologie‘. In: Hassenpflug, D. (Hrsg.): Industrialismus und Ökromantik. Wiesbaden. 159-192.
- Eisel, U. 1992: Über den Umgang mit dem Unmöglichen. Ein Erfahrungsbericht über Interdisziplinarität im Studiengang Landschaftsplanung – Teil 1 und 2. Das Gartenamt 41 (9) und (10): 593-605 und 710-719.
- Eisel, U. 1992a: Individualität als Einheit der konkreten Natur: Das Kulturkonzept der Geographie. In: Glaeser, B., Teherani-Krönner, P. (Hrsg.): Humanökologie und Kulturokologie. Grundlagen, Ansätze, Praxis. Opladen. 107-151.
- Eisel, U. 1993: Das Raumparadigma in den Umweltwissenschaften. Nachrichtenblatt zur Stadt- und Regionalsoziologie 8 (1): 27-39.
- Eisel, U. 1997: Triumph des Lebens. Der Sieg christlicher Wissenschaft über den Tod in Arkadien. In: Eisel, U., Schultz, H.-D. (Hrsg.): Geographisches Denken. Urbs et Regio, Kasseler Schriften zur Geographie und Planung, Bd. 65. Kassel. 39-160.
- Eisel, U. 1997a: Unbestimmte Stimmungen und bestimmte Unstimmigkeiten. Über die guten Gründe der deutschen Landschaftsarchitektur für die Abwendung von der Wissenschaft und die schlechten Gründe für ihre intellektuelle Abstinenz – mit Folgerungen für die Ausbildung in diesem Fach. In: Bernard, St., Sattler, Ph. (Hrsg.): Vor der Tür. Aktuelle Landschaftsarchitektur aus Berlin. München. 17-33.
- Eisel, U. 1998: Über Formen der Interdisziplinarität und Formen des Lebens. Das Beispiel Landschafts- und Umweltplanung. In: Nehring, M., Steierwald, M. (Hrsg.): Bild und Sprache. Modellvorstellungen in den verkehrswissenschaftlichen Disziplinen. Arbeitsbericht Nr. 115, Akad. für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg. Stuttgart. 125-136.
- Eisel, U. 2001: Angst vor der Landschaft. Ein wissenschaftlicher Essay. Erdkunde 55 (2): 159-171.
- Eisel, U. 2002: Das Leben ist nicht einfach wegzudenken. In: Lotz, A., Gnädinger, J. (Hrsg.): Wie kommt die Ökologie zu ihren Gegenständen? Gegenstandskonstitution und Modellierung in den ökologischen Wissenschaften. Beiträge zur Jahrestagung des Arbeitskreises Theorie in der Ökologie in der Gesellschaft für Ökologie vom 21.-23. Februar 2001, Theorie der Ökologie, Bd. 7. Frankfurt am Main. 129-151.
- Eisel, U. 2003: Tabu Leitkultur. Natur und Landschaft 78 (9/10) (Themenheft „Heimat – ein Tabu im Naturschutz?“): 409-417.
- Eisel, U. 2004: Politische Schubladen als theoretische Heuristik. Methodische Aspekte politischer Bedeutungsverschiebungen in Naturbildern. In: Fischer, L. (Hrsg.): Projektionsfläche Natur. Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen Verhältnissen. Hamburg. 29-43

- Eisel, U. 2004a: Weltbürger und Einheimischer. Naturerfahrung und Identität. In: Poser, H., Reuer, B. (Hrsg.): Bildung Identität Religion. Fragen zum Wesen des Menschen. Berlin. 135-146.
- Eisel, U. 2005: Das Leben im Raum und das politische Leben von Theorien in der Ökologie. In: Weingarten, M. (Hrsg.): Strukturierung von Raum und Landschaft. Konzepte in Ökologie und der Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Münster. 42-62.
- Eisel, U. (2007): Vielfalt im Naturschutz – ideengeschichtliche Wurzeln eines Begriffs. In: Pott-hast. T. (Hrsg.): Biodiversität – Schlüsselbegriff des Naturschutzes im 21. Jahrhundert? Erweiterte Ergebnisdokumentation einer Vilmer Sommerakademie. Naturschutz und biologische Vielfalt 48. Veröffentlichungen des Bundesamtes für Naturschutz, S. 25-40.
- Eser, U. 2001: Die Grenze zwischen Wissenschaft und Gesellschaft neu definieren: boundary work am Beispiel des Biodiversitätsbegriffs. In: Höxtermann, E., Kaasch, J., Kaasch, M. (Hrsg.): Berichte zur Geschichte und Theorie der Ökologie und weitere Beiträge zur 9. Jahrestagung der DGGTB in Neuburg a. d. Donau 2000. Berlin. 135-152.
- Erz, W. 1986: Ökologie oder Naturschutz. Überlegungen zur terminologischen Trennung und Zusammenfassung. Berichte der Bayerischen Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege Nr. 10. Laufen/Salzach. 11-17.
- Falter, R., Hasse, J. 2001: Landschaftsfotografie und Naturhermeneutik – Zur Ästhetik erlebter und dargestellter Natur. Erdkunde, Archiv für wissenschaftliche Geographie 55 (2): 121-137.
- Falter, R., Hasse, J. 2001a: Geographie und das Mensch-Natur-Verhältnis. Erdkunde 56 (1): 81-94.
- Gradmann, E. 1910: Heimatschutz und Landschaftspflege. Stuttgart.
- Gelinsky, E. 2001: Ästhetik in der traditionellen Landschaftsgeografie und in der postmodernen Geographie. Erdkunde 55 (2): 138-150.
- Gunzelmann, Th., Schenk, W. 1999: Kulturlandschaftspflege im Spannungsfeld von Denkmalpflege, Naturschutz und Raumordnung. Informationen zur Raumentwicklung 26 (5/6): 347-360.
- Haber, W. 1993: Von der ökologischen Theorie zur Umweltplanung. GAIA 2 (2): 96-106.
- Haber, W. 1997: Umweltschutz und Umweltpolitik im heutigen Deutschland aus wissenschaftlicher und politischer Sicht. Vortrag auf der deutsch-italienischen Tagung der Alexander von Humboldt-Stiftung in Urbino. Manuscript. (Veröffentlicht als: La protezione e la politica ambientale nella Germania attuale: aspetti scientifici e politici. In: Colantonio, R. v. et al. (Hrsg.) 1999: Ambiente e invecchiamento. Milano. 25-32.)
- Häpke, U. 1990: Die Unwirtlichkeit des Naturschutzes. Böse Thesen. Kommune (2): 48-53.
- Häpke, U. 1990a: Die Industrie, das Militär und der Naturschutz. Weitere böse Thesen. Kommune (3): 53-57.

- Häpke, U. 1990b: ... Und Pflanzen doch bloß Plastikbäume. Letzte böse Thesen zum Naturschutz. *Kommune* (4): 65-69.
- Hard, G. 1973: *Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung*. Berlin, New York.
- Hard, G. 2001: „*Hagia Chora*“. Von einem neuerdings wieder erhobenen geomantischen Ton in der Geographie. *Erdkunde* 55 (2): 172-198.
- Hard, G. 2001a: Eine einfältige Erzählung. Zu Falters und Hasses Text über „*Die Geographie und das Mensch-Natur-Verhältnis*“. *Erdkunde* 56 (1): 95-104.
- Hokema, D. 1996: Ökologische Bewußtheit und künstlerische Gestaltung. Über die Funktionsweise von Planungsbewußtsein anhand von drei historischen Beispielen: Willy Lange, Paul Schultze-Naumburg, Hermann Mattern. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur, Band 5, hrsg. von Ulrich Eisel und Ludwig Trepl. Berlin.
- Jedicke, L., Jedicke, E. 1992: *Farbatlas der Landschaften und Biotope Deutschlands*. Stuttgart.
- Jörissn, J., Kneer, G., Rink, D. 2000: Synopse zur Umsetzung des Leitbildes der Nachhaltigkeit in konzeptionellen Studien und nationalen Plänen. *UFZ Diskussionspapiere*. Leipzig.
- Kastenholz, H. G., Erdmann, K.-H., Wolff, M. 1996: Perspektiven einer nachhaltigen Entwicklung – Eine Einführung. In: Dies. (Hrsg.): *Nachhaltige Entwicklung. Zukunftschancen für Mensch und Umwelt*. Berlin, Heidelberg, New York. 1-8.
- Kaule, G. 1991: *Arten- und Biotopschutz*. Stuttgart.
- Körner, S. 2000: Das Heimische und das Fremde. Die Werte Vielfalt, Eigenart und Schönheit in der konservativen und in der liberal-progressiven Naturschutzauffassung. Münster.
- Körner, S. 2001: Landschaftsästhetik und Sinn. Zur Naturhermeneutik Falters und Hasses. *Erdkunde* 55 (2): 151-158.
- Körner, S. 2001a: Theorie und Methodologie der Landschaftsplanung, Landschaftsarchitektur und Sozialwissenschaftlichen Freiraumplanung vom Nationalsozialismus bis zur Gegenwart. *Landschaftsentwicklung und Umweltforschung. Schriftenreihe des Fachbereichs Umwelt und Gesellschaft der TU Berlin*, Nr. 118. Berlin.
- Körner, S. 2001b: Die organizistische Auffassung der Lebensgemeinschaft als weltanschaulicher Hintergrund der Naturschutzbewegung und ihre individualistische Gegenbewegung. In: Höxtermann, E., Kaasch, J., Kaasch, M. (Hrsg.): *Berichte zur Geschichte und Theorie der Ökologie und weitere Beiträge zur 9. Jahrestagung der DGGB in Neuburg a. d. Donau 2000*. Berlin. 49-64.
- Körner, S. 2003: Naturschutz und Heimat im Dritten Reich. *Natur und Landschaft* 78 (9/10): 394-400.
- Körner, S. 2004: Landschaft und Raum im Heimat- und Naturschutz. In: Weingarten, M. (Hrsg.): *Strukturierung von Raum und Landschaft. Konzepte in Ökologie und der Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse*. Münster. 117-127.

- Körner, S. 2005: Natur in der urbanisierten Landschaft – Ökologie, Schutz und Gestaltung. Wuppertal.
- Körner, S., Eisel, U. 2002: Biologische Vielfalt und Nachhaltigkeit: Zwei zentrale Naturschutzideale. *geographische revue* 4 (2): 3-20.
- Körner, S., Eisel, U. 2003: Naturschutz als kulturelle Aufgabe – theoretische Rekonstruktion und Anregungen für eine inhaltliche Erweiterung. In: Körner, S., Nagel, A., Eisel, U.: Naturschutzbegründungen. Bonn, Bad – Godesberg. 5-49.
- Körner, S., Eisel, U., Nagel, A. 2003: Heimat als Thema des Naturschutzes. Anregungen für eine sozio-kulturelle Erweiterung. *Natur und Landschaft* 78 (9/10): 382-389.
- Körner, S., Nagel, A. 2002: Wie kommt der Naturschutz zu seinen Gegenständen? Fachhistorische und umwelthistische Aspekte des gegenwärtigen Akzeptanzproblems. In: Lotz, A., Gnädinger, J. (Hrsg.): Wie kommt die Ökologie zu ihren Gegenständen? Gegensatzkonstitution und Modellierung in den ökologischen Wissenschaften. Theorie in der Ökologie, Bd. 7. Frankfurt/M. 69-86.
- Körner, S., Trepl, L. 2001: Bewahren durch Gestalten: Zur Geschichte der Landespflege als entwicklungsorientierter Natur- und Heimatschutz. In: Konold, W., Böcker, R., Hampicke, U. (Hrsg.): Handbuch für Naturschutz und Landschaftspflege. 4. Erg. Lfg. 3/01.1-13.
- Konold, W. 1998: Raum-zeitliche Dynamik von Kulturlandschaften und Kulturlandschaftselementen. Was können wir für den Naturschutz lernen? *Naturschutz und Landschaftsplanning* 30 (8/9): 279-284.
- Lindner, W. 1926: Ingenieurwerk und Naturschutz. Berlin-Lichterfelde.
- Ott, K. 2001: Eine Theorie ‚starker‘ Nachhaltigkeit. *Natur und Kultur* (2/1): 55-75.
- Piechocki, R., Eisel, U., Haber, W., Ott, K. (2004): Vilmer Thesen zum Natur- und Umweltschutz. *Natur und Landschaft* 79 (12): 529-533.
- Piepmeyer, R. 1980: Das Ende der ästhetischen Kategorie ‚Landschaft‘. In: Westfälische Forschungen 30. 1-46.
- Plachter, H. 1991: Naturschutz. Stuttgart.
- Pothast, T. 1999: Die Evolution und der Naturschutz. Zum Verhältnis von Evolutionsbiologie, Ökologie und Naturethik. Frankfurt, New York.
- Rebele, F. 1999: Naturschutz in Stadt- und Industrielandschaften – Aufgaben, Begründungen, Ziele und Leitbilder. Geobotanisches Kolloquium (14): 2-14.
- Riehl, W. H. 1854: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. Land und Leute, Bd. 1. Stuttgart.
- Ritter, J. 1980: Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft. In: Ritter, J.: Subjektivität. Frankfurt/M. 141-163, 172-190.
- Rudorff, E. 1897: Heimatschutz. Nachdruck 1994. St. Goar.

- Simmel, G. 1957: Das Schöne und die Kunst. Philosophie der Landschaft. In: Simmel, G.: Brücke und Tür. Stuttgart. 141-152.
- Sieverts, Th. 1997: Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Bauwelt Fundamente 118. Gütersloh, Berlin.
- Schoenichen, W. 1942: Naturschutz als völkische und internationale Kulturaufgabe. Eine Übersicht über die allgemeinen, die geologischen, botanischen, zoologischen und anthropologischen Probleme des heimatlichen wie des Weltnaturschutzes. Jena.
- Schultz, H.-D. 1980: Die deutschsprachige Geographie von 1800 bis 1970. Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Methodologie. Abhandlungen des Geographischen Instituts – Anthropogeographie, Band 29. Berlin.
- Schultze-Naumburg, P. 1908: Kulturarbeiten, Bd. III: Dörfer und Kolonien. 2. Auflage. München.
- Schultze-Naumburg, P. 1909: Kulturarbeiten, Bd. II: Gärten. 3. Auflage. München.
- Schultze-Naumburg, P. 1909a: Kulturarbeiten, Bd. IV: Städtebau. 2. Auflage. München.
- Schultze-Naumburg, P. 1916: Kulturarbeiten, Bd. VII: I. Wege und Straßen, II: Die Pflanzenwelt und ihre Bedeutung im Landschaftsgebilde. 1. Auflage. München.
- Schultze-Naumburg, P. 1917: Kulturarbeiten, Bd. IX: Industrielle Anlagen, Siedlungen. München.
- Schulz, J. 2000: Landschaft als Ideal oder als Funktionsträger? Die Interpretation des Naturschutzes im Nationalsozialismus durch die moderne ökologische Planung und eine Entgegnung aus ideengeschichtlicher Perspektive. Diplomarbeit am Fachbereich Umwelt und Gesellschaft der TU Berlin.
- Schwenkel, H. 1926: Naturdenkmalpflege – Zu dem Aufsatz von Erich Griebel, Berlin. Naturschutz 7 (1): 3-5.
- Schwenkel, H. 1937: Die praktischen Aufgaben der Landschaftspflege. Naturschutz 18 (7): 136-150.
- Schwenkel, H. 1938: Grundzüge der Landschaftspflege. Neudamm, Berlin.
- Steiof, K. 2001: Die Evolution als maßgebliches Kriterium für die naturschutzfachliche Bewertung von Tierarten fremder Herkunft. Natur und Landschaft 76 (11): 485-490.
- Tansley, A. C. 1935: The use and abuse of vegetational concepts and terms. Ecology 16: 284-307.
- Trepl, L. 1987: Geschichte der Ökologie. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Frankfurt/M.
- Trepl, L. 1995: Die Diversitäts-Stabilitäts-Diskussion in der Ökologie. In: Bayerische Akademie Naturschutz und Landschaftspflege (Hrsg.): Festschrift für Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Haber, Beiheft 12. Laufen/Salzach. 35-49.

WBGU 2000: Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (Hrsg.): Welt im Wandel – Erhaltung und nachhaltige Nutzung der Biosphäre. Jahresgutachten 1999. Berlin, Heidelberg, New York.

Zimen, E. 1985: Schützt die Natur vor den Naturschützern. Natur (6): 54-57.

Zwanzig, G. W. 1989: Wertewandel in der Entwicklung des Naturschutzrechtes. Berichte der Bayerischen Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege, Nr. 4. Laufen/Salzach. 15-29.